

Die Konkurrenz vorwiegend in soziologisch-systematischer Betrachtung

Wiese, Leopold von

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wiese, L. v. (1929). Die Konkurrenz vorwiegend in soziologisch-systematischer Betrachtung. In *Verhandlungen des 6. Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen* (S. 15-35). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188015>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

B.

**Vorträge von Prof. Dr. von Wiese-Köln
und Privatdozent Dr. Mannheim-Heidelberg
über »Die Konkurrenz«.**

I. Prof. v. Wiese: Die Konkurrenz, vorwiegend in soziologisch-systematischer Betrachtung.

Dem Vortrage lagen folgende gedruckte Leitsätze zugrunde:

A. Konkurrenz als Tatsache:

1. Die Konkurrenz ist in allgemeinsten Betrachtung eine Erscheinung des organischen Lebens schlechtweg. Daraus ergibt sich, daß es nicht in der Macht der Menschen steht, zu entscheiden, ob es überhaupt Konkurrenz geben soll oder nicht. Der menschliche Wille kann die Konkurrenz nur abschwächen oder verstärken, kontrollieren oder frei wirken lassen; er kann sie ferner durch Organisation von einer Stelle auf andere ablenken; er kann sie schließlich individualisieren oder kollektivieren.

2. Im zwischenmenschlichen Leben ist die Konkurrenz nicht bloß eine ökonomische, sondern eine allgemein soziale Beziehung, die sich auf allen Gebieten menschlicher Betätigung zeigt und sich überall entfalten kann. Wird sie im wirtschaftlichen Leben durch organisatorische Maßnahmen eingeeengt, so entwickelt sie sich desto stärker auf politischem oder anderem Gebiete des gesellschaftlichen Daseins.

3. Als soziale Beziehung ist sie eine Beziehung des Auseinander geringster Potenz. Sie beruht auf Gleichheit der Zielsetzung der Parteien und hat die Tendenz, sich entweder zum Konflikte oder gerade umgekehrt zu einer Beziehung des Miteinander zu wandeln.

4. Die Konkurrenz ist selten ganz freie, vielfach nur teilweise freie, nicht selten aber aufgezwungene Konkurrenz.

5. Sie ist vorwiegend aus ihrer Funktion zu beurteilen, die darin besteht, dem Einzelmenschen oder den einzelnen Gruppen ihren Betätigungsplatz anzuweisen und diese Betätigung zu begrenzen.

6. In dieser Funktion stehen die aus der Konkurrenz fließenden Ordnungen und Schichtungen teils im Gegensatze, teils im Verhältnisse der Ergänzung zu den Ordnungen, die sich aus den unpersönlichen und unkasuistisch gestalteten Prinzipien (wie Erbfolge, Dienstaltersfolge, Turnus usw.) ergeben.

7. Es gibt zwei Arten von Konkurrenz: Die objektive Grundlage der einen Art ist die Knappheit der erstrebten Zielobjekte. Die andere Art ist mehr psychologisch zu erklären; sie ist ein Ergebnis des Verlangens nach Anerkennung und der Neigung zur Rivalität.

8. Die wirtschaftliche Konkurrenz weist im Vergleiche mit der allgemeinen sozialen Konkurrenz keine Besonderheiten auf. Nur ist hier in der Gegenwart

die Häufigkeit der Verschiebung von der Konkurrenz zwischen Einzelmenschen zu der Konkurrenz zwischen Gruppen und abstrakten Kollektiva hervorzuheben.

9. Die soziale Prozeßreihe, als die sich bei dynamischer Betrachtung die Konkurrenz darstellt, weist sehr häufig folgende Entwicklung auf:

I. halb freie, halb geregelte Konkurrenz;

II. Monopolbildung, die zumeist unvollständig bleibt;

III. Auflösung dieses unvollständigen Monopols in einen Zustand, der teilweise eingeschränkt monopolartig, teilweise konkurrenzhaft ist.

(Volle freie Konkurrenz ist sehr selten; ebenso sind absolute Monopole außerhalb der Staatssphäre sehr selten.)

B. Konkurrenz als Sozialsystem:

10. Von der Konkurrenz als Tatsache ist die Konkurrenz als Sozialsystem zu unterscheiden.

11. Dem Konkurrenzprinzip steht das Dharma-Prinzip gegenüber. Die geschichtliche Entwicklung der Gesellschaftsordnung kann danach eingeteilt werden, ob und wann jenes oder dieses Prinzip überwiegt.

12. Die Guttheißung und Empfehlung des Konkurrenzprinzips in der Epoche des Liberalismus erklärt sich aus den Emanzipationsbestrebungen des Zeitalters, nicht aus einer Verherrlichung des Kampfes ums Dasein und einer grundsätzlichen Ablehnung der gegenseitigen Hilfe.

13. Die in der älteren Literatur so häufige Parteinahme für oder wider das Konkurrenzprinzip beruht auf der Verwechslung einer Naturtatsache mit einer sozialen Norm.

14. Ob Einrichtungen, Anstalten und Bestrebungen, die geeignet sind, Konkurrenz zu schaffen oder zu vermehren, gefördert oder bekämpft werden müssen, ist nicht allgemein zu entscheiden, sondern von den zeitlichen und räumlichen Besonderheiten, sowie von den Zusammenhängen des Einzelfalles abhängig.

15. Je geringer der Einfluß der Tradition wird, desto mehr muß wohl oder übel der »automatischen« Regelung durch Konkurrenz überlassen bleiben.

16. Das gemischte System, das die Konkurrenz zwar nicht mit Monopolen, die fast immer vom Uebel sind, aber mit Ordnungen nach dem Dharma-Prinzip verknüpft, entspricht in der Gegenwart am häufigsten den Bedingungen des sozialen Lebens unseres Kulturkreises.

Konkurrenz! — Wenn ein Bildhauer versuchen wollte, ihr Wesen in einer Statue zu symbolisieren und zu verkörpern, so stände er vor einer fast unmöglichen Aufgabe. Wollte er es auf die künstlerische Darstellung der Empfindungen absehen, welche dieses Wort in den Seelen der Menschen weckt, so müßte er sich zunächst entscheiden, mit welcher der beiden großen Parteien er es halten will, die hier überlieferungsgemäß und nach tiefsitzendem Vorurteile zu unterscheiden sind. Er würde sich etwa nur von Louis Blancs mit heißer Leidenschaft geschriebener »Organisation du travail« inspirieren lassen und die Konkurrenz als die Würgerin der Armen oder als das Ungeheuer darstellen, dem die Bourgeoisie ihren angeblichen Verfall verdankt.

Oder soll er sie mit John Stuart Mill als Segenspenderin dar-

stellen? Vielleicht würde er sich an Bastiats fein pointierte Anekdoten halten; er müßte dann am Sockel des Bildwerks die träge und dumpfe Schar von Spießbürgern karrikieren, die zum Kadi oder Bürgermeister läuft, um Schutz vor den Fleißigeren und Tüchtigeren zu suchen.

Schmollers Kleinmalerei würde ihn zu einem schillernden Mosaik verlocken, auf dem ein wohleingedeichter Strom segenspendend die Fluren bespülte.

Wenn sich aber der Bildhauer statt an den alten und neuen Büchern mit ihrem oft so leidenschaftlichen Pro und Contra am heutigen praktischen Leben zu orientieren versuchte, so würde ihm diese seltsame Kraft, Konkurrenz genannt, vielleicht noch rätselhafter erscheinen. Sie ist überall im organischen Leben und ist doch überall schwer erfaßbar, verbindet sich mit anderen sozialen Kräften und wandelt sich leicht in andere soziale Beziehungen.

Aber überlassen wir den Bildhauer den Nöten seiner Schöpferlust. Welches ist hier meine Aufgabe in unserem Kreise?

Es bedarf keiner langen Entschuldigung, wenn ich bekenne, daß es unmöglich ist, in einer kurzen Stunde den vielverzweigten und mannigfaltigen Problemkomplex auch nur andeutungsweise nach allen Richtungen hin zu überprüfen. Vieles muß unausgesprochen bleiben; aber eines muß gerade hier gesagt werden; es muß die Frage aufgeworfen werden: was kann uns eine soziologische Betrachtungsweise der Konkurrenz über das hinaus, was uns die Volkswirtschaftslehre und die Jurisprudenz mitgeteilt haben, lehren? Gewinnen wir mit Hilfe der soziologischen Optik neue Erkenntnisse über diese von den Nachbarwissenschaften so viel behandelte und doch kaum befriedigend durchleuchtete Erscheinung?

Ich möchte heute fast gar nicht von der nationalökonomischen Problematik der Konkurrenz, besonders nicht von dem Einflusse des Wettbewerbs auf die Preisbildung, auf das Volkseinkommen und die Einkommenverteilung reden (womit ich nicht etwa diese Zusammenhänge als nebensächlich oder uninteressant hinstellen möchte). Ich will das, was ich in meiner Eigenschaft als Nationalökonom glaube zur Sache sagen zu können, absichtlich fast ganz beiseite stellen und für den Augenblick vergessen. Nicht nur deshalb, weil ich die enge Verquickung der Soziologie mit anderen Wissenschaften grundsätzlich zu vermeiden suche, um

erst durch die Isolierung ihre eigentliche Aufgabe und ihr eigenes Verfahren erkennbar zu machen, sondern noch aus einem anderen Grunde, dessen Beobachtung, wie ich hoffe, auch der Sozialökonomik förderlich sein wird.

Wir geben uns nur selten Rechenschaft darüber, wie sehr jede wiederholte Aufwerfung einer alten Frage von jeder vorausgehenden Behandlung des Problems beeinflußt und oft gefährdet ist. Es ist so schwer, in den Sozialwissenschaften ein altes Problem neu, unbefangen, sine ira et studio aufzuwerfen und die davon berührten Tatsachen auch nur unvoreingenommen zu beobachten. Die Erinnerungen an frühere Lösungsversuche, an alte Streitigkeiten und Parteiungen lauern in unserem Gedächtnisse auf die lieben, teuren, alten Schlagworte. Es stellen sich unausrottbare Ideenassoziationen ein, die sich wie riesige Kulissen vor den Hintergrund der zu beobachtenden, ausgebreiteten Tatsachenwelt schieben; wir müssen auf diese Kulissen starren und sehen nicht den mannigfaltigen reichen Zusammenhang der von ihnen verborgenen Dinge.

Unser Thema gehört dabei zu den allergefährlichsten. Ich höre ordentlich die bösen, flüsternden Stimmchen in den Köpfen mancher meiner verehrten Zuhörer: also über Konkurrenz will er sprechen? Da brauchen wir ja nur hinzuhorchen, ob er sich für oder gegen sie aussprechen wird. Aber eigentlich ist das schon vorher sonnenklar: der Kerl ist ja Individualist, liberal verseucht. Also mehr oder weniger verhüllte Verherrlichung der Konkurrenz nach Adam Smithschem Muster. Na, in der Diskussion wird es ihm ein Universalist oder ein Sozialist ordentlich geben. Die ganze Sache ist ja nur eine Weltanschauungsfrage, eine Standpunkttatsache. Eigentlich überflüssig, hier damit die Zeit zu verlieren. — Vor dieser Voreingenommenheit, diesem Aberglauben, daß alles nur Aeüßerungen von sogenannten Standpunkten sei, daß lediglich Willenskundgebungen mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit vorgebracht würden, — graut mir. Deshalb widersetze ich mich allen Antithesen, vor allem der geradezu die Erkenntnis mordenden Gegenüberstellung Individualismus-Universalismus. — Nicht weil ich vor dem Dualismus den Kopf in den Sand steckte und nicht entschlossen genug wäre klar Stellung zu nehmen; sondern weil alle Antithesen falsch sind und mit wissenschaftlicher Erkenntnis nicht das Geringste zu schaffen haben. Jede Antithese ist nur eine vorwissenschaftliche, im besten Falle vorläufige

Fassung, die mit dem Fortschritte der Forschung durch ein vielseitigeres, reiferes, zugleich ungespalteneres Bild ersetzt werden muß.

Die Art, wie nun die Sozialökonomik die Lehre von der Konkurrenz behandelt hat, zeigt deutlich, wie schwer es ist, von der Väter Sünden (die deshalb, weil die Väter Anfänger waren, nicht als subjektive Schuld gedeutet werden dürfen) loszukommen. Alle ältere Literatur kennt mit ganz wenigen Ausnahmen, zu denen Proudhon gehört, nur Verherrlichung oder Verdammung der freien Konkurrenz. Es wäre ein komisch-trauriges Spiel, ja fast ein Hohn auf die Wissenschaft, wollte man die sich kraß widersprechenden Aeußerungen der Freunde und Gegner gegenüberstellen (in Andeutungen hat dies ja schon Schmoller getan). Eine lächerliche Antithese ergäbe sich: wieder das System der zwei Lager.

Aber auch die jüngere und jüngste nationalökonomische Literatur kommt nicht recht los von der wissenschaftlichen Naivität der Vorläufer. Alte Vorurteile und Einseitigkeiten werden weiter geschleppt. Man wagt nur selten die Sache einmal ganz anders anzusehen und anzupacken als die früheren Generationen. Zunächst wird die Problematik der Konkurrenz stets so behandelt, als ob es sich um die Frage der individuellen Wirtschaftsfreiheit allein handle. Klettenhaft hängt sich an das Wort Konkurrenz das Attribut frei. Man erklärt gar nicht erst das Wesen der Konkurrenz schlechtweg, sondern befaßt sich fast nur mit der Freiheit in der Konkurrenz. Als ob das nur allein interessierte! Wer über Konkurrenz spricht, behandelt vielfach in Wahrheit etwas anderes: die Frage der individuellen Freiheit oder Gebundenheit im Wirtschaftsleben. Jeder bangt dabei für ein ihm kostbares Gut: der eine sieht die Ungerechtigkeit, die Ausbeutung, den Pauperismus: Uebel, die sein soziales Empfinden verletzen, und die er in einer sehr summarischen Betrachtungsweise, bei der er nicht Zeit gefunden hat, eine klare und strenge Zurechnung vorzunehmen, ohne viel Federlesen dem sogenannten »Konkurrenz-Prinzip« zuschreibt. Der andere fürchtet die Hemmung der Tüchtigen, die Egalisierung und Leistungsverzögerung, die ihm als notwendige Folge einer angeblichen »Beseitigung« der Konkurrenz erscheint (als wenn sie sich so einfach beseitigen ließe!). Beide Parteien können nicht lange ruhig und aus der Fülle schöpfend beobachten; sie müssen sehr bald etwas be-

kämpfen oder verteidigen. Und die Erregung des Kampfes macht blind. Sie sehen nicht mehr, sondern hauen um sich.

Eine andere, ziemlich groteske Vereinfachung zeigt sich herkommengemäß in der sonderbaren Stellung zu dem Problem: Konkurrenz oder Monopol. — Konkurrenz und Monopol sind begrifflich kontradiktorische Gegensätze. Wer also keine Konkurrenz haben will, muß scheinbar das Monopol wollen, und umgekehrt. Aber die Gegner der Konkurrenz wollen meist auch das Monopol nicht, und wenn sie die Nachteile der Konkurrenz aufzählen, steht gewöhnlich die Anklage, daß die Konkurrenz aus sich ihren Gegensatz, das Monopol, erzeuge, nicht an letzter Stelle.

Da waren die alten Liberalen, besonders Smith und Ricardo, logischer; sie bekämpften das Monopol und empfahlen die Konkurrenz.

Unter den Modernen hat Oppenheimer hierin die gleiche konsequente Haltung. Ich teile durchaus seine Auffassung, daß es noch niemals freie Konkurrenz gegeben habe, wenn ich es auch anders begründen möchte, und finde es folgerichtig, wenn er sagt: in Zukunft muß an die Stelle des Monopols die freie Konkurrenz treten.

Im übrigen suchen sehr viele Gegner von Konkurrenz und Monopol zugleich den logischen Widerspruch zu beseitigen, indem sie ihre Forderung dahin näher bestimmen: daß sie keine private Konkurrenz und kein privates Monopol, sondern öffentliche Monopole anstreben, wobei dann freilich zu beweisen wäre, ob die öffentlichen Monopole nicht dieselben Nachteile aufweisen, die an den privaten getadelt werden. — Wenig Gebrauch macht man aber in der Diskussion über die wirtschaftliche Konkurrenz von der Einsicht, daß es neben Konkurrenz und Monopol noch ein drittes Prinzip gibt, das ich mangels eines besseren Ausdrucks mit dem etwas fremdartigen, hinduistischen Wort: Dharma-Prinzip bezeichnet habe, und von dem noch zu sprechen sein wird.

Eine dritte Einseitigkeit der üblichen sozialökonomischen Behandlung der Konkurrenz sehe ich in der räumlich und zeitlich viel zu engen Auffassung des Wettbewerbs, als sei er nur eine Erscheinung kapitalistischer Wirtschaft oder womöglich nur ein Prinzip des Handels.

Man kann ja heute nicht genug vor dem häufigen Fehler

warnen, Nachteile und Mängel, die allgemein-menschlicher Natur, also überhistorisch und gleichsam zeitlos sind, lediglich aus dem Wesen einer mehr oder weniger epochalen Zeiterscheinung, wie es der Kapitalismus ist, zu erklären. Man würde die Erfahrung machen, daß bei einer etwaigen — als möglich hier hypothetisch angenommenen — »Beseitigung« des Kapitalismus sehr viele Uebel in unveränderter Gestalt anderswo und anderswie wiedererscheinen würden. — Das gilt auch für die Konkurrenz. — Man müßte sich also, scheint mir, daran gewöhnen, die Konkurrenz auch losgelöst vom Kapitalismus zu untersuchen. Daß sie d a n a c h auch in ihren Sondererscheinungen, die ihr durch die Verbindung mit dem Kapitalismus gegeben werden, geprüft wird, ist damit nicht ausgeschlossen.

Schließlich besteht in der sozialökonomischen Literatur wenig Klarheit über die Frage, welche sozialen Prozesse man in den Kreis der als Konkurrenz bezeichneten Erscheinungen hineinziehen soll. Ihre Abgrenzung gegenüber den Nachbarprozessen des Kampfes und des Konfliktes scheint Schwierigkeiten zu bereiten.

Aus Konkurrenz kann Konflikt entstehen; der Konflikt kann sich zum Kampf zuspitzen. Es ist begreiflich, daß man zu einer anderen Beurteilung der Konkurrenz gelangt, wenn man den bisweilen aus ihr hervorgehenden Kampf mit in ihren Begriff und ihre Tatsachenreihen einrechnet, als wenn man, wie man es tun sollte, eine Grenzlinie zwischen Konkurrenz und Konflikt zieht. Tut man es nicht, dann müßte man die gerade entgegengesetzte, nicht minder häufige Konsequenz der Konkurrenz: die Vereinbarung und die Verständigung ihr gleichfalls einrechnen. — Man könnte einwenden, daß ja in der Sozialökonomik und besonders in der Wirtschaftspolitik nicht die T a t s a c h e der Konkurrenz, sondern das Konkurrenz p r i n z i p, also eine Norm, welche die Konkurrenz möglich macht, zur Diskussion steht. Aber das ist eben der Fehler, daß man die allgemeine Norm behandelt, ohne die Tatsache, auf die sie sich bezieht, hinreichend geprüft und abgegrenzt zu haben.

Die Unklarheit über die Abgrenzung von Konkurrenz und Kampf hat zu der seltsamen Gleichsetzung Max Webers geführt, daß Konkurrenz »friedlicher Kampf« sei. Bei Oppenheimer, dem sich Weber hierbei anzuschließen versucht, hat ja die Unterscheidung von friedlichen und feindlichen W e t t b e w e r b

seine besondere, mit seinem System zusammenhängende Bedeutung. Man mag auch mit ihm von einem friedlichem Wettbewerb reden; aber man kann meines Erachtens nicht: »friedlicher Kampf« mit Max Weber sagen.

Nach Oppenheimer gehört der friedliche Wettbewerb der reinen Oekonomie, der feindliche der politischen Oekonomie an. Dort werden nur ökonomische Mittel angewendet; hier spielt das aus Gewalttat entstandene Monopol mit hinein. Es würde sich danach die Konkurrenz dahin charakterisieren lassen, daß sie einen wahren friedlichen Wettbewerb nicht kennt, sondern nur einen feindlichen, der durch das Vorhandensein von Klassenmonopolen eben kein wahrer und vollständiger Wettbewerb ist.

Wir wollen und können hier die inhaltsreiche, damit aufgerollte Problematik nicht untersuchen; es handelt sich lediglich darum, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß die Begriffe Konkurrenz, Konflikt und Kampf schärfer abgegrenzt werden, als es in der Sozialökonomie herkömmlich ist. Wie es gemacht werden könnte, habe ich in der Beziehungslehre vorzuschlagen versucht.

Im ganzen: Ich behaupte also, daß die übliche sozialwirtschaftliche Betrachtungsweise der Konkurrenz durch die Bindung an zu enge und einseitige Fragestellungen dringend der Ergänzung durch eine soziologische bedarf, was vom Vortragenden und von den Hörern verlangt, sich von tief eingebürgerten Ideenassoziationen, Vorurteilen und Parteistellungen loszumachen.

Auch hier strebe ich danach jene Grundtendenz der Beziehungslehre zu beachten, möglichst nicht anzuknüpfen an überkommene Problematik, sondern, wenn ich so sagen darf, von einem neuen Start aus zu laufen, um die Nachteile der ausgetretenen alten Bahn zu vermeiden.

Bei unsrer soziologischen Betrachtungsweise erweitert sich aber der Horizont, der unsere Erscheinung Konkurrenz umrahmt, beträchtlich. Der Sozialökonom braucht sich kaum um die Tatsache zu kümmern, daß Konkurrenz eine allgemein menschliche — ja allen Organismen eigene — Beziehung ersten Ranges ist. Es ist nicht richtig, daß auf dem Warenmarkte mehr Konkurrenz zu finden ist, als im außerwirtschaftlichen Berufs- und Vereinsleben, in der Politik, in Kunst und Wissenschaft. Auch die so wichtigen Untersuchungen über die Funktionen der

Konkurrenz reichen weit über die Darlegung ihres Zusammenhanges mit der Preis- und Einkommensbildung hinaus. Unsere gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung macht uns erst den Blick frei für die große und folgenreiche Funktion, die die Konkurrenz für das gesamte gesellschaftliche Leben schlechtweg hat. — Aus dieser universelleren Auffassung der Konkurrenz, die die Soziologie gewährt, kann dann die Nationalökonomie wieder wertvolle Ergebnisse ziehen, die sie von der Engigkeit und damit Fehlerhaftigkeit ihrer traditionellen Optik befreien.

Daß dies notwendig ist, wurde mir auch beim Lesen des Hauptwerks der Weltliteratur über Konkurrenz, bei Emanuele Sella »La Concorrenza« klar. Dieses Buch, das über 1000 Seiten umfaßt, ist während des Krieges in zwei Bänden in italienischer Sprache erschienen und, soweit ich sehen kann, in Deutschland, aber auch in England und Amerika fast unbeachtet geblieben. Da Sella mit großem Fleiße wohl den bei weitem größten Teil dessen, was überhaupt über Konkurrenz geschrieben worden ist, berücksichtigt hat, kann man sich einen ausreichenden Eindruck von der Behandlungsweise unseres Gegenstandes — wie er noch heute gepflegt wird — an seinem Werke verschaffen.

Sella selbst unterscheidet vier Betrachtungsweisen der Konkurrenz: die technisch-ökonomische, die ökonomisch-politische, die ökonomisch-juristische, die ökonomisch-biologische. Zu allen vier Beschauungen gibt er viel Stoff und viele Urteile. Aber es fehlt die eigentliche elementare und alle diese vier Betrachtungsweisen verbindende soziologische Schauweise, das heißt: die Auffassung der Konkurrenz als einer zwischenmenschlichen Beziehung schlechtweg. Ihr Zusammenhang mit der Variabilität, also die biologische Optik, fehlt nicht. — Die mathematisch-wirtschaftstheoretische Messung der Folgen der Konkurrenz am Begriffe des Optimum wird mit Anlehnung an Jevons, Pareto und andere meisterlich von Sella durchgeführt; jedoch über die allgemeine soziale Funktion der Konkurrenz erfahren wir nur das, was darüber der Biologie zu entnehmen ist.

Aber es werden von Sella verschiedene Arten von Konkurrenz unterschieden, die auch für unsere Betrachtungsweise fruchtbar werden können:

a) vollständige und unvollständige Konkurrenz, b) direkte und indirekte Konkurrenz, c) wirkliche und potenzielle Konkurrenz.

Erinnern wir uns auch, daß Sombart drei Arten von Konkurrenz nach den Mitteln unterscheidet, womit sich der Wettbewerb sich durchzusetzen bemüht, nämlich:

a) Leistungskonkurrenz, b) Suggestionskonkurrenz, c) Gewaltkonkurrenz, so können wir feststellen, daß sich in der Gegenwart die Versuche mehren, aus der früheren grob generalisierenden und wertenden Betrachtungsweise herauszukommen.

Daß sich die Optik auch nach anderer Hinsicht erweitert, davon wird der Vortrag meines verehrten Korreferenten Mannheim Zeugnis geben, der sich von der Soziologie des Erkennens und Wissens aus dem einst von der Oekonomik fast allein beschlagnahmtem Gegenstande nähern wird.

Was aber fesselt vorwiegend die *allgemeine Soziologie* an der Konkurrenz? Was kann sie zu ihrer Erkenntnis beitragen?

Sie entnimmt zunächst der allgemeineren Wissenschaft, auf der sie sich aufbaut, der *Biologie*, die auch für sie entscheidende Grundthese, daß Leben, das sich auf engem Raume fortpflanzt und vermehrt, ohne Konkurrenz unmöglich ist. Die Soziologie fügt dem (eben als Wissenschaft vom *menschlichen Zusammenleben*) gleich hinzu, daß menschliches Leben in Willensbetätigungen besteht, und daß infolgedessen die Konkurrenz zwar von Menschen nie beseitigt, aber geregelt werden kann.

Sie verfolgt weiter — mit Hilfe (wie ich vorschlagen möchte) der beziehungsweise wissenschaftlichen Methode — die Arten und Folgen der Konkurrenz auf *jedem* Gebiete zwischenmenschlichen Lebens und sucht ihren Zusammenhang mit den anderen soziologischen Prozessen aufzuweisen.

Vor allem aber: die soziologische Betrachtung lehrt, daß die Konkurrenz eine allgemein soziale *Funktion* zu erfüllen hat, der auch andere zwischenmenschliche Prozesse dienen, zu denen sie teils im Verhältnisse des Gegensatzes, teils im Verhältnisse der Ergänzung steht. Es ergibt sich für die Menschen und ihre Verbände die Möglichkeit, mehr der Konkurrenz oder mehr diesen anderen (zu Normen und Prinzipien erhobenen) Prozessen Spielraum einzuräumen. Daraus folgt für die Gesellschaftslehre die Frage, welche Folgen sich aus einer vorwiegenden Konkurrenz oder aus einer vorwiegend von den anderen Normen beherrschten Gesellschaft ergeben?

Auf die Erörterung der Problematik der allgemeinen gesellschaftlichen Funktion der Konkurrenz will ich mich im weiteren Verlaufe dieses Vortrages beschränken, also auf die Thesen 5 und 6 meiner Leitsätze:

Es ist möglich, sich die ganze menschliche Gesellschaft im Bilde eines ungeheuren Apparates von Leitern vorzustellen. Es entsteht eine Art riesigen Gitterwerks. In einem gegebenem Augenblicke sehen wir auf den zahllosen, dicht nebeneinander aufgebauten, in gleicher Richtung aufstrebenden Leitern auf allen Sprossen Menschen stehen; dort, besonders in den unteren Teilen, dicht gehäuft, auch in den mittleren Partien noch in Mengen, weiter oben vereinzelter und seltener. — Wandeln wir die synoptische Augenblicksbetrachtung in die Beschauung des Films der zeitlichen Veränderung, so sehen wir, wie manche Menschen schnell und leicht von Sprosse zu Sprosse steigen, wie einige sogar wie von einem unsichtbaren Geiste leicht beschwingt emporgetragen werden, wie andere mühsam nur mit schweren Gliedern allmählich ein oder zwei Sprossen hinaufkeuchen, andere, wie von einem Felsblock getroffen, hinabgeschleudert werden. Hier klammert sich verzweifelt der Arm eines, der nicht sinken möchte, an die erreichte Sprosse an; dort verschlingt einen der Abgrund, in dessen Dunkel unten die Leitern hinabtauchen. — Fast niemals gewahren wir das Bild, daß alle Menschen gleichmäßig, im Gleichschritt von ganz unten nach oben steigen, so daß sie allmählich immer höher hinauf gelangen, aber, oben angelangt, eben auch alle Sprossen zurückgelegt haben. Vielmehr schweben die Engel Gottes um das Leiterwerk und legen die neugeborenen Kindlein bald ganz tief unten, bald oben, bald in die Mitte. Diese neuen Menschen beginnen allmählich die Hände zu rühren, betasten unsicher und erstaunt ihr Lebensrähmchen. Einige, besonders ganz unten, beginnen sehr früh mit den Klimmzügen, die ihnen zu der nächst höheren Sprosse verhelfen sollen. Wer oben ist, freut sich bald der reineren Höhenluft, findet es meist ganz selbstverständlich, daß er, gerade er die bisweilen (nicht immer) mit weichem Sammet umwickelten oder die stählernen federnden Stufen und nicht die krachenden und splitternden Sprossen der Tiefengegend inne hat. Bisweilen blickt er von oben, nicht ohne Schwindel und Angstbeklemmung unter sich; die robusteren wohl auch mit Hohn und Verachtung.

Schnell verändern sich die Bilder; jedoch in einem örtlich

und zeitlich recht verschiedenem Tempo. Dort scheint es, als ob Ameisen wimmeln; hier kleben scheinbar plumpe Schnecken an den Leitern. Immer aber reguliert sich das Bewegungsspiel nach geheimen Gesetzen und Normen. Die Menschen bilden sich ein, daß diese Regeln von ihnen erfunden und nach ihren eigenen Ideen vollzogen würden. Auch ist ersichtlich, daß sie bisweilen ihre Meinungen und Ratschläge darüber austauschen, und noch deutlicher wird dem erschrockenen Betrachter, daß sich all die Kletterer und Stürzenden gar nicht ganz selbständig und spontan bewegen, sondern von anderen gezogen oder gehemmt werden. Die Fäden, an denen es geschieht, reißen bisweilen ab, sodaß das sich befreit dünkende Menschentier nun fröhlich die Glieder rührt, aber auch nicht selten schwindlig nach einem neuen Faden hascht, an dem es seine kümmerliche Lebenskraft wieder ankleben könne. Von den unteren Teilen der sozialen Leitern tönen häufig die teils matten, teils heftigen und wütenden Schreie nach oben: herunter mit Euch!

Die asiatische Menschenwelt und unter ihr besonders die indische, hat, soweit sie nicht von der europäisch-amerikanischen beeinflußt ist, über das Gesetz, das dem Einzelmenschen seine Leitersprosse zuweist, eine grundsätzlich andere Auffassung als die weiße Rasse. Für den Hindu ist der Platz, den der Mensch in der Gesellschaft und damit in der sozialen Rangordnung einnimmt, ein Gebot des Dharma, also im wesentlichen vom Schicksale gegeben und nicht willkürlich veränderbar. Damit ist jene eigenwillige Aufwärtsbewegung, die wir im europäischen Gitterwerke der Gesellschaft beobachtet haben, nahezu ausgeschlossen und das Hinabgleiten gehemmt. In Europa wirkt mehr oder weniger die Vergangenheit und besonders die mittelalterlich-feudale Ordnung nach. Sie ist der hinduistischen verwandt; nur schwächt sie dieses Prinzip etwa in gleichem Maße ab, in dem der Stand beweglicher erscheint als die Kaste. Immerhin wird nach der Grundauffassung des europäischen Mittelalters der Mensch für seine Standeszugehörigkeit geboren. Für die Veränderung der sozialen Stellung ist dabei nur wenig Möglichkeit gelassen. Wir wollen dieses Prinzip, das heißt: diese Auslegung und Deutung des zwischenmenschlichen, als Rangordnung betrachteten Zusammenhangs, das feudale nennen (womit wir den rechtsgeschichtlichen Begriff Feudalismus der Einfach-

heit halber erweitern). Hauptmerkmal dieser Ordnung der sozialen Platzverteilung ist Bindung an das Herkommen.

Das Feudalprinzip, das in dem hier verstandenen Sinne heute noch immer einen großen Teil des europäischen Lebens beherrscht, unterscheidet sich vom Dharmaprinzip dadurch, daß es nicht im gleichen Maße religiös und metaphysisch, als gottgewollte Entscheidung, aufgefaßt wird. Es hat aber mit diesem gemeinsam, daß es einer gleichsam experimentellen Methode für die Bildung einer sozialen Rangordnung nur wenig Raum gibt.

Das dritte Prinzip ist das modern-europäisch-amerikanische, das wir im Gegensatz zu Dharma- und Feudalprinzip das experimentelle nennen wollen. Wollen wir es räumlich umgrenzen, so könnten wir es (ähnlich wie wir das Dharmaprinzip als asiatisch-indisch angesprochen haben), das amerikanische, das Yankee-Prinzip nennen, womit aber nicht gesagt sein soll, daß es in Amerika gar keine Einflüsse von jenen beiden anderen Normen gibt, und noch weniger, daß es im modernen Europa fehlte. Aber Europa mischt in stärkerer Abhängigkeit von der Tradition das experimentelle und das feudale Prinzip. — Experimentell nenne ich das amerikanische Prinzip deshalb, weil der Platz, den der Einzelne nunmehr in der Gesellschaft im Zeitpunkte seiner günstigsten Position einnimmt, nicht von vornherein ohne sein besonderes Zutun fest gegeben ist, sondern sich erst durch jenen Wettlauf in der gesellschaftlichen Arena entscheidet, den man eben als Konkurrenz bezeichnet. Das experimentelle Prinzip ist also nichts anderes als unser Konkurrenzprinzip.

Welch ein tiefer Unterschied zwischen einer Gesellschaftsordnung, die sich nach dem Dharma aufgebaut wähnt, und der experimentell gestalteten Gesellschaft, die der Konkurrenz so viel Spielraum wie möglich läßt!

Dort jene Vorstellung, die die Kastenordnung trägt, daß jemand ein Brahmane ist, weil er nach dem Willen der Gottheit die hohen und edlen Qualitäten der obersten Aristokratie auch wahrhaft besitzt, und jener dort ein erbärmlicher Sudra, dessen verachtete gesellschaftliche Position in völliger Uebereinstimmung mit seinen gemeinen Eigenschaften stehe. Jeder Mensch habe wie jedes Ding in der Natur seinen vorgezeichneten Platz, die dementsprechenden, abgegrenzten Eigenschaften und —

was wir nicht übersehen dürfen, — T ä t i g k e i t e n ¹⁾). Diese berufliche Tätigkeit, diese Stellung in der sozialen Rangordnung ist nach diesem Glauben eben die deutliche Folge früherer Taten in einem vorausgehenden Leben. Es ist gerechtes, unerbittliches Schicksal, daß jemand hier unten oder dort oben steht; es zu verändern, ist Frevel.

Damit ist für eine solche gesellschaftliche Ordnung die Tendenz zur Entwicklungslosigkeit, zur Friedhofsruhe gegeben. Der Anreiz zur Empörung, zur Unzufriedenheit, aber auch das schlechte Gewissen bei den Mächtigen, der Stimulus zur ungewöhnlichen Leistung, das sportliche Element im gesellschaftlichen Leben, sind sehr stark verringert. Jeder tut das, was das Gesetz des Dharma von ihm verlangt, und zwar stets an der v o m S c h i c k s a l z u g e w i e s e n e n Stelle, die gegen eine andere zu vertauschen Verblendung und Verstoß gegen Gottes Gesetz ist.

Und nun der äußerste Gegensatz: eine amerikanische Großstadt, in der sich täglich Tausende und Abertausende auf eine fast voraussetzungslose Jagd nach dem Glück begeben, wobei niemand gefragt wird (wofern er zur weißen Rasse gehört): was warst du früher? sondern nur: was kannst du?, oder noch richtiger was wirst du leisten — unter Umständen: ohne es vorher in einem langen Vorbereitungsdienste gelernt zu haben. H i e r ist die (gut oder schlecht bezahlte) Arbeitsgelegenheit. Neben dir, lieber Freund, bewerben sich A, B und C und noch andere darum. Wir wollen versuchen festzustellen: wer es am besten macht. E i n e n behalten wir; die anderen mögen sehen, wo sie bleiben. — Erst in diesem Experimente, diesem täglichen Wettlaufe entscheidet sich die Position.

Die moderne europäisch-amerikanische Welt neigt also im großen und ganzen zum Experimente, zum Wettlaufe, zum Sporte, zu den Entscheidungen nach den gegenwärtigen, nicht nach vergangenen Leistungen, womöglich nach Leistungen der Vorfahren.

Wir wollen dabei das übersehen, was wir als Politiker nicht übersehen dürfen, daß auch bei diesen Wettläufen nicht alle von derselben Startlinie aus laufen, daß es auch hier schon beträchtliche Unterschiede am Ausgangspunkte der Konkurrenzbahn gibt. Dort, wo Klassen- und Standesvorrechte unwesentlich sind, machen sich die persönlichen Empfehlungen, das Klikenwesen,

¹⁾ Vgl. v. Glasenapp, Der Hinduismus, Religion und Gesellschaft im heutigen Indien, 1922.

die Vorurteile geltend. Aber verglichen mit dem Dharma, ist hier doch alles schwankend, voller Leben, voller Unruhe — hat es Tempo und einen wilden Rhythmus mit den Kakophonien und Synkopen eines Jazzband-Orchesters.

Gerechtigkeit? Wer will entscheiden, ob die Starrheit des Dharma oder die wilde Jagd des Amerikanismus gerechter ist? Ist es für Europäer-Empfinden zufälliger, ob man als Brahmane oder als Sudra geboren wird, oder ob der Leutnant a. D. Graf Arnim oder der Neger Tippu Tipp die schöne Stellung als Lift-boy in dem großen Hotel erhält?

Man kann sich mit doktrinärem Vorurteile auf den Standpunkt stellen, daß dem Tüchtigen die Welt gehört, und daß ein System zu bevorzugen ist, bei dem die Rangordnung der Leistungen auch die Hierarchie der sozialen Positionen bestimmt.

Gibt es aber eine einwandfreie, unanfechtbare Rangordnung der Leistungen? Es gibt nur eine Reihe der Dringlichkeit des Bedarfs, wobei auch wieder nicht j e d e r Bedarf seine Ansprüche auf dem Markte (Markt hier in einem über das Gebiet der materiellen Lebensfürsorge beträchtlich erweitertem Sinne gemeint) geltend machen darf. Das bedeutet aber, daß sich der große Wettlauf der Menschen nicht nach Qualitäten schlechtweg entscheidet, sondern nach den oft recht qualitätsarmen Wünschen der Nachfrager nach Menschenkräften.

Man kann z. B., wenn man eine Stelle als Hausdiener sucht, nicht geltend machen, daß man Spann oder Oppenheimer gründlich studiert hat, so reichen Vorteil dieses Studium indirekt gewähren mag. Vielleicht hat der Bewerber das Zeug zum Präsidenten der Republik, vielleicht wäre er der größte Philosoph des Universalismus; nur schade, daß dieser Posten zur Zeit anderweitig besetzt ist.

Im allgemeinen macht man die Beobachtung, daß kein Volk, Staat oder keine gesellschaftliche Gruppe die Neigung besitzt, die Konkurrenz völlig in ihrer Funktion als Ordnerin des sozialen Ranges a l l e i n anzuerkennen. Dafür ist zweierlei entscheidend und maßgebend: der Wettbewerb ist zwar selbst noch kein Konflikt, kann aber leicht dazu führen, daß die Partner (die zunächst nur nebeneinander herlaufen, um durch ein Plus an Leistung, an Reklame und betörender Geschäftigkeit, verglichen mit dem Gebaren des anderen, nach dem gleichen, knapp bemessenen Ziele Strebenden, die Gunst der Fortuna für sich zu gewinnen) — daß

sich diese Partner gegeneinander kehren und gewaltsam oder durch List einander auszumerzen streben. Aus Konkurrenz wird oft Konflikt. Und je wertvoller und erstrebenswürdiger ein knapp bemessenes, womöglich seiner Natur nach nur einem zufallendes Zielobjekt erscheint, desto stärker die Tendenz zum Kampfe. B l i e b e es bei der Konkurrenz, also dem Wettlaufe, so könnte es fraglich erscheinen, ob man sie durch Normableger des Dharma- oder Feudalprinzips beschränken soll. Aber die Aussicht, daß aus jeder Bewerbung einer Mehrzahl von Menschen ein mehr oder minder heftiger Kampf werden kann, der mehr Kräfte zerstört, als sich aus der Konkurrenz im besten Falle gewinnen lassen, ändert die Entscheidung.

Bekannt ist, daß in der Geschichte der Monarchien fast überall die Wahlherrschaft durch die Erberrschaft ersetzt worden ist. Man nimmt also lieber die Gefahr, daß der zukünftige Thronfolger ein Idiot oder ein von moral insanity befallener Tropf sein kann, in Kauf, als jenes Tohuwabohu herbeizuführen, das Deutschland im Mittelalter in den Zeiten der Wahlmonarchie geboten hat.

Und in den Heeren und Marinen fast der ganzen Welt ist das napoleonische Vorbild, unter Umständen Leutnants zu Generalen zu machen, nur ganz ausnahmsweise nachgeahmt worden. Das Dienstalter herrscht überall vor und damit die Fiktion, daß die Unterschiede unter den Qualitäten gleichgestellter Personen nicht so beträchtlich sind.

Aber das Problem: wie weit soll man Konkurrenzen Raum geben, wieweit im Gegensatze dazu v o r h e r die Bestimmungen über Zulassungen und die Reihenfolge der Anwärtschaft treffen, ohne die in Frage kommenden Personen schon zu kennen?, tritt immer wieder aufs neue auf allen möglichen Gebieten des sozialen Lebens auf. Man kann sich auf den Standpunkt stellen, daß es geborene oder sonstwie traditionsmäßig prädestinierte Anwärter gibt. Wer zu einer bestimmten Klasse, einem bestimmten Stande gehört, wer bestimmte Examina gemacht, eine bestimmte Vorbildung erhalten hat; wer einen Fürsprecher unter den die Ministerien heimsuchenden und quälenden Parlamentariern hat, selbst zu einer einflußreichen Partei oder Konfession gehört: i h n hat das Schicksal auserkoren, Gott ist mit ihm; denn er gab ihm diesen Vater oder diesen Onkel oder diesen Abgeordneten oder diesen Repetitor und Hauslehrer, diese zur

Lebenstüchtigkeit gehörende Fähigkeit, Sand in die Augen zu streuen und eine erprobte Haltung zu simulieren.

Aber genau dieselben Erscheinungen und Ausnützungen von zufälligen Situationen sind bei der Konkurrenz möglich.

Mit wachsenden Lebenserfahrungen ist es mir immer wahrscheinlicher geworden, daß insgesamt die Förderungen der individuellen und Gruppenleistungen, die aus der Konkurrenz hervorgehen, ungefähr durch die Hemmnisse, die sich aus ihr ergeben, ausgeglichen werden. In summa werden sie sich ausbalancieren zu einem ungefähren Gleichgewichte.

Dabei denke ich weniger an die Daseinserschwerungen, die den sozial und an persönlichen Kräften Schwächeren aus der Ellbogenfreiheit der Starken erwachsen; sondern gerade umgekehrt: in stärkerem Maße denke ich dabei an die Fesselung, die der hervorragenden Befähigung dadurch bereitet wird, daß die Kleinen und Kleinsten nach denselben Lorbeeren und Früchten langen. Was wir in der Wirtschaftspolitik als Tendenz der Konkurrenz kennen, daß sie die Qualität gefährdet, daß sie das Surrogat, die Scheinleistung, die Erschleichung schafft und begünstigt, — das gilt wieder für das gesamte öffentliche und private Leben.

Die ordinäre Maxime einer gewissen Art von Konkurrenz ist: »Was andere können, das können wir auch.« — Selbst das geistige, das künstlerische und wissenschaftliche Leben der Gegenwart ist erfüllt von den Unterbietungen der Qualitätsleistungen durch Schund, der aber — und das ist das Gefährliche — nicht als Schund sogleich erkannt wird, sondern — wie sagt man doch heute so schön; es ist so ein echt modernes Wort: durch »Aufmachung« als höherer Wert herausstaffiert ist.

Konkurrenzerscheinungen sind es, wenn die Kliquen klettenhaft zusammenhalten, nicht um sich durch gemeinsame Leistung zu einer höheren Qualitätsstufe zu erheben, sondern um in einem biedermännisch dreinschauenden Hand- in Handarbeiten die einsame Arbeit eines strebenden und sachlichen Menschen herabzuziehen. Konkurrenzerscheinungen sind es auch, wenn der Sieg, der durch offenen Kampf der Geister nach den Gesetzen des fair play nicht erreicht werden kann, durch die täglichen heimtückischen Nachreden und Bosheiten des Klatsches und der Anekdote doch noch dem Unproduktiven zufallen soll. Wenn ich heute auf die Frage antworten soll: was wohl in der

Welt am meisten dazu beiträgt, die großen Leistungen zu unterbinden und die kleinen Scheinfertigkeiten zu begünstigen, könnte ich nur sagen: die herabsetzende überwollende Nachrede, die boshafte, mehr oder minder amüsante Verkleinerung im geselligen, angeblich gemütlichen Kreise oder im tête à tête. —

Sie bewirkt zweierlei: sie schafft die zynische, alles ins Triviale versenkende Gesamtbeurteilung des zwischenmenschlichen, also auch des geistigen und sittlichen Lebens, die den jungen Menschen zuerst so sehr erschreckt, wobei er sich aber schließlich sagt: also, so sieht die Welt aus, so winzig und gewöhnlich sind unsere Vorbilder — welch ein Blöf; gut, daß ich nun Bescheid weiß.

Das Zweite ist die Gefahr der vorzeitigen Ermüdung und Verbitterung bei denen, die arbeiten, selbständig denken und Ideen ausführen können. Das »all nonsense«, das Gefühl der Vergeblichkeit der Anstrengung angesichts der heimtückischen Befehdung durch die Minderarbeitswilligen, das Abbröckeln und die Zermürbung der Energie durch die Konkurrenz derer, die sich durch jede Leistung anderer geärgert und persönlich gekränkt fühlen.

Das geistige Leben zumal steht heute viel mehr im Zeichen der — hier ist das Wort einmal wirklich angebracht: — chaotischen Konkurrenz, als im Zeichen des Dharma oder auch nur eines Konventionskartells, das anstrebt, die Warenzeichen der anderen ein wenig zu respektieren.

Wie wäre es, wenn wir ein heimliches Kartell der — sagen wir kurz: — Geistesarbeiter schüfen mit nur einem Satzungsparagraphen: »Die unterzeichneten Einzelpersonen und Firmen verpflichten sich, jede bessere und gute Leistung so anzusehen, als ob sie von ihnen selbst stamme.«

Wenn wir, um die Summe zu ziehen, die sozialen Folgen der generell und nicht experimentell ordnenden Grundregeln des Verkehrs und der Rangordnung (also Erblichkeit, Dienstaltersordnung, Turnus, Wahl nach statutarisch festgelegter Reihenfolge) mit den Konsequenzen der Konkurrenz vergleichen, wird es kaum möglich sein, sich für ein deutliches Für oder Wider zu entscheiden. Das praktisch haltbare Ergebnis wird, scheint mir, das sein, das auch sonst so oft in Politik und Leben gilt: es kommt nur darauf an, kein Prinzip zu übertreiben, keines bis zu dem Punkte seiner Anwendung zu führen, wo es

Unsinn wird, vielmehr den zahllosen, ausgleichenden Gegenkräften des Lebens Spielraum zu lassen.

Aber wenn das für unsere willensmäßigen Entscheidungen gilt oder gelten müßte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die — nicht von uns geschaffenen — Entwicklungsgesetze der heutigen Gesellschaft eine Neigung haben, jene nicht-konkurrenzhaften Normen insoweit zurückzudrängen, als sie auf Tradition beruhen. Besonders das reine Erblichkeitsprinzip schwindet fast überall. In der Politik ist die Demokratie und ist der Sozialismus dieser Regelung des hierarchischen Aufbaus der Gesellschaft abgeneigt.

Nun braucht nicht unbedingt an die Stelle der Tradition gleich die Konkurrenz zu treten. Viel häufiger wird sie heute durch das Statut ersetzt, das auch in seiner Weise nichts anderes als Konkurrenzbeschränkung und Konkurrenzregelung ist. Der Glaube, daß die Paragraphen der Rechtsordnung die Welt regieren können, ist begreiflicherweise den Juristen eigen. Und so ganz falsch ist — im Hinblick auf unseren Gegenstand — sicherlich der Gedanke nicht, daß, wenn man als zwingendes Recht oder zwingenden Brauch die Reihenfolgen und Bedingungen vorher möglichst genau festlegt, in denen möglichst alle Berufenen zu Amt, Würden, Ehren, Pfründen, Vertretungen herankommen, daß damit eine überraschungsfreie Zwangsläufigkeit, die das Experiment ausschließt, gegeben ist. Einiges ist damit gewonnen, manches verloren. Solange es geschriebene Ordnungen gibt, stehen die Paragraphen im Streite mit den teils grausamen und sinnlosen, teils wunderbar erquickenden Situationsmischungen des Daseins. Niemand kann die Kasuistik der Zukunft voraussehen, und die papierene Ordnung beruht oft auf einseitigen und zu konstruierten Vorstellungen zukünftiger Entwicklung.

Aber da eine ruhige und stetige Entwicklung zugleich eine bürokratische zu sein pflegt und wir uns immer mehr daran gewöhnen, mehr der Satzung als dem Genie zu vertrauen, so ist anzunehmen, daß das, was uns an traditioneller Bindung verloren geht, durch statutarische oder konventionelle ersetzt wird.

Es bleibt aber noch Raum für Konkurrenz, solange es Menschen gibt, die das auch begehren, wonach andere streben, die ihr Menschenrecht auf Neid und Eifersucht geltend machen, denen die Bevorzugung der Mittelmäßigkeit eine quälende Vor-

stellung ist, denen ferner (wie vorhin angedeutet) im Gegensatz zum eben Gesagten die Leistung der Könner eine aufregende Peinlichkeit bedeutet; sie findet zahllose Hintertüren, wenn ihr das Hauptportal durch den Riegel der Paragraphen verschlossen bleibt.

Weder begänne das tausendjährige Reich Gottes auf Erden, wenn die Konkurrenz völlig frei sein und alle Monopole beseitigt sein würden, noch umgekehrt, wenn sie vermeintlich mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde. Denn ohne jeden Wettbewerb lohnt es sich nicht zu leben; bei völligem Wettbewerbe würden aber keineswegs die Fähigsten obsiegen — wobei ich die Frage, ob die Tyrannei der Fähigsten wirklich so besonders angenehm und schlechtweg wünschenswert sein würde, ganz offen lasse — bei völligem Wettbewerbe geht es den Skrupellosen, stets Anpassungsbereiten, Schaumschlägern und Bequem-Charakterlosen am besten.

Wieder bleibt die Beschränkung, aber nicht die Beseitigung eines Prinzips — eben hier der Konkurrenz — das sozial Heilvollste; aber nicht nur durch Tradition und Statut, sondern durch eine Hingabe an den Dharma, freilich nicht im Sinne einer hinduistischen Kastengesinnung, sondern in Hingabe an das unerforschliche Schicksal.

Ich meine das nicht so, daß ein matter Quietismus das Selbst- und Kraftgefühl des zum Experimente und Wagnisse drängenden Jugendgeistes ersetze. Das Beste an aller Konkurrenz ist die — unter Umständen, das heißt: bei edelster Auffassung dieses Prinzips — in ihr enthaltene Ueberzeugung, daß man sich sein Schicksal selbst schafft, und daß man sein Schicksal überwinden kann. Aber die moderne Entgötterung der Welt scheint mir darin vor allem zutage zu treten, daß man der Konkurrenz zuviel, dem Dharma zu wenig vertraut.

Einst sang die fromme Gemeinde:

»Ich nehm es, wie er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Das hab' auch ich erkiest.«

Heute haben wir in einer unruhigen und unzufriedenen, stets nach dem Anderen und seinen Anteilen an den Gütern des Lebens schielenden Welt nicht das erkiest, was dem Geschick von uns beliebet; sondern man denkt: ich nehm ihm, was ihm gegeben ist.

Zum Schlusse: Ich stelle mir vor: Nach einer furchtbaren

Revolution, die eine alte Zivilisation mit fast allen Menschen, die ihr anhängen, verschlungen hat, bleibt ein kleines Häuflein reiner und das Gute suchender Menschen übrig. Sie versammeln sich beim Morgenrot — noch mit allen Erinnerungen an den schier endlosen, durchlebten Schrecken und mit den Spuren der Not an ihrem Leibe, aber auch hochgemut und voller Hoffnung für den jungen Anfang neuer Menschheitsblüte. In ihrem Kreise durchbricht das anfängliche Schweigen die Stimme eines ganz jungen und ernsten Mannes. Er wendet sich an den Weisesten und Erfahrensten der Versammlung und fragt: Meister, was soll nun zwischen uns Rechtens sein? sollen wir miteinander um die Wette schaffen, unsere Leistungen messen, vergleichen und unser Machtverhältnis nach diesen Leistungen abstufen? sollen wir, frage ich dich, in Granit oder Erz die Ordnungen aufzeichnen, nach denen wir Mann n a c h Mann in gleichmäßiger R e i h e n - f o l g e dieses und jenes Amt übernehmen, das nur e i n e r ausüben kann; soll das Alter entscheiden, oder sollen wir jeder unsere Geschichte erzählen und jeder wieder das tun, was sein Vater in der alten Welt getan hat? — Der Angeredete aber erwidert: die alte Welt war zu eng für so viele Menschen. Jedem Ziele, das erstrebt werden konnte, mußte zugleich von vielen anderen nachgejagt werden. Wir sind neue Menschen auf weitem neuen Boden. Wir wollen Leistung gegen Leistung setzen, wo es nottut, daß Ungewöhnliches vollbracht werde; wir wollen eine gesatzte Ordnung schaffen, wo jeder das gleiche Anrecht auf Geltung stellen könnte; wir wollen das zuerst und das am meisten tun, was wir gelernt haben und was unser inneres und unser leibliches Erbgut ist. — Jeder von uns möge achten, was der andere tut und sich nicht besser dünken; vor allem aber: wir wollen im Brausen des Morgenwindes und im Flüstern des abendlichen Tales lauschen, ob nicht doch die Stimme der Gottheit uns lehrt, was wir zu tun und zu lassen haben. — Und siehe, die junge Gemeinde, die solches tat, ward ein Segen der Erde.

II. Priv.-Doz. Dr. K a r l M a n n h e i m: Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen.

Leitsätze von Dr. Mannheim zu seinem Vortrage: Die Konkurrenz, vorwiegend in geistesgeschichtlicher Betrachtung.

Herr Dr. Mannheim hat sein Thema weiterhin spezialisiert. Er hatte uns seine Thesen in Gestalt eines Problementwurfs mitgeteilt, der den Gesamtzu-